

Wie ein langer, ruhiger Fluss plätschern im Amsterdamer Büro für Volkskunde auch die Jahre 1965–1972 dahin: die Zeit der Studentenbewegung und des revolutionären Aufbruchs. Doch davon ist im Büro selbst nicht viel zu spüren. Nicht einmal ein Umzug bringt merkliche Veränderungen – nachdem die unvermeidlichen Raumverteilungskämpfe erst einmal ausgetragen sind. Man werkelt weiterhin still vor sich hin – oder tut lieber gleich gar nichts. Der frühere Direktor Beerta kommt auch nach seiner Pensionierung noch täglich zur Arbeit, um sich der Wissenschaft zu widmen, was in seinem Falle vor allem bedeutet: Briefe zu schreiben und sich bei Konflikten auf die Seite des voraussichtlichen Siegers zu schlagen. Maarten und Nicolien Koning beziehen eine hochherrschaftliche Mietwohnung an der Herengracht und schämen sich für ihren neuen Luxus. Das Büro wächst derweil – und die Probleme wachsen mit, etwa in Gestalt der beiden neuen »wissenschaftlichen Beamten« Ad Muller und Bart Asjes: ewig »krank« der eine, ein Quertreiber der andere, personelle Totalausfälle beide. Und auch mit dem Großprojekt des Europäischen Atlas läuft es gar nicht gut ...

*J. J. Voskuil* (1926–2008) war 30 Jahre als wissenschaftlicher Beamter am renommierten Meertens-Institut für Volkskunde in Amsterdam beschäftigt. Seinen Durchbruch als Schriftsteller erlebte er mit seinem Schlüsselroman *Het Bureau*, der in den Jahren 1996 bis 2000 in sieben Bänden erschien. Der Bestseller mit Kultstatus wurde u. a. mit dem F. Bordewijk-Preis und dem Libris-Literaturpreis ausgezeichnet.

**J. J. VOSKUIL**

## **DAS BÜRO 2**

# **SCHMUTZIGE HÄNDE**

Aus dem Niederländischen von Gerd Busse

Mit einem Nachwort von Pieter Steinz

VERBRECHER VERLAG

J. J. Voskuil. Das Büro  
Band 2: Schmutzige Hände

Erste Auflage  
Verbrecher Verlag 2014  
www.verbrecherei.de

Titel der niederländischen Originalausgabe: »Het Bureau 2, Vuile handen«  
© Copyright 1996: J. J. Voskuil, Amsterdam  
© Für die deutsche Ausgabe: Verbrecher Verlag 2014  
Originally published by Uitgeverij G. A. van Oorschot, Amsterdam

Übersetzung aus dem Niederländischen: Gerd Busse  
Lektorat: Ulrich Faure, Kristina Wengorz  
Satz: Christian Walter

ISBN: 978-3-95732-007-0

Printed in Germany

**N**iederlands  
letterenfonds  
dutch foundation  
for literature

Der Verlag dankt der niederländischen Literaturstiftung  
für die Förderung der Übersetzung.

**KUNST**  
STIFTUNG  
NRW

Die Kunststiftung NRW hat Gerd Busse  
mit einem Übersetzerstipendium  
unterstützt.

1965

Er öffnete die Eingangstür. Dahinter war es dunkel. Im Flur und in der Hausmeisterloge brannte kein Licht. In diesem Moment klingelte das Telefon. Er schloss die Tür, eilte zum Verschlag, der vom Hinterhof durch das Licht aus der darüberliegenden Wohnung vage beleuchtet wurde, stellte die Tasche ab und nahm den Hörer ab. »Koning hier.«

»Ebenfalls einen schönen guten Morgen«, sagte der Telefonist des Hauptbüros. »Ich habe hier Frau Wigbold für Sie.«

»Vielen Dank.« Er wartete auf das Klicken. »Koning«, wiederholte er.

Es schellte an der Tür.

»Hia is' Frau Wigbold«, sagte eine klagende Stimme in breitem Amsterdamer Platt am anderen Ende der Leitung. »Mein Mann is' krank.«

Maarten langte zum Türöffner und drückte auf den Knopf. »Ach«, er sah um die Ecke, »was fehlt ihm denn?« Van Ieperen trat ein. Er zuckte mit den Achseln, als er Maarten sah, und blieb am Eingang zur Hausmeisterloge stehen.

»Furchtbare Kopfschmerzen.«

»Das hört sich nicht gut an.« Er nickte van Ieperen zu.

Van Ieperen spreizte die Finger. »Die Gassentür war nicht offen«, sagte er, seine Worte stark betonend und nahezu tonlos, als spräche er zu einem Tauben.

»Ja«, sagte sie.

Es schellte erneut an der Tür. Maarten drückte den Knopf, legte seine Hand auf den Hörer und sah van Ieperen an. »Wigbold ist

krank. Würden Sie eben aufmachen?« Er sah nach, wer hereinkam. Schaafsma. Der grüßte ihn mit einem kurzen, verlegenen Nicken und ging kerzengerade hinter van Ieperen her in den dunklen Flur, als wäre der immer dunkel.

»Können Sie das ausrichten?«, fragte Frau Wigbold.

»Ich werde es ausrichten.« Er langte um den Türpfosten herum und schaltete das Licht im Flur an.

»Er wird morgen wohl wieder da sein, oder sonst Montag.«

»Gut.« Ihm war klar, dass Wigbold lieber keine Kontrolle wollte.

»Wünschen Sie ihm gute Besserung.«

Die Eingangstür wurde mit einem Schlüssel geöffnet. Balk trat ein, eine karierte Mütze auf dem Kopf.

»Vielen Dank. Tschüss, Herr Koning.«

»Tschüss, Frau Wigbold.« Er legte den Hörer auf die Gabel.

Balk blieb in der Tür stehen. »Was ist los?«, fragte er verstimmt.

»Wigbold ist krank.«

»Was hat er?«

»Kopfschmerzen.«

»Kopfschmerzen!« – Er presste die Lippen zusammen. »Sag Bave-laar, wenn sie da ist, dass sie Hindriks anrufen soll, und wenn der nicht kann, soll sie sich bei mir melden. Um zehn Uhr kommt der erste Bewerber für die Stelle von de Gruiter.« Er wandte sich ab und ging.

Es schellte. Maarten drückte auf den Türöffner. Slofstra trat ein, Ohrenwärmer aufgesetzt, einen Wintermantel über dem Arm. »Tag, Herr Koning«, sagte er ohne das geringste Zeichen von Überraschung.

»Tag, Herr Slofstra«, sagte Maarten amüsiert. »Haben Sie zwei Mäntel dabei?«

»Der hier ist für Schaafsma. Das ist mein alter Mantel.«

»Aber Schaafsma hat doch einen Mantel.« Es schien ihm keine besonders gute Idee zu sein.

»Nein, nur so ein dünnes Jäckchen«, sagte Slofstra geringschätzig.

»Das nützt ihm doch nichts, bei dieser Kälte!«

Während Slofstra in den Flur ging, zog Maarten seinen Mantel aus und legte ihn über einen Stuhl. Es war kalt in dem kleinen Raum. Er sah sich um, zog eine Schachtel Streichhölzer aus seiner Tasche und hockte sich vor den Öfen. Es schellte. Er stand auf und drückte den Türöffner. Bosman kam herein. Er trug ebenfalls Ohrenwärmer und machte, obwohl er ein paar Jahre jünger war als Maarten, mit seiner hochgewachsenen, etwas gebeugten Gestalt einen früh verschlissenen Eindruck.

»Tag, Herr Bosman«, sagte Maarten.

»Eigentlich heiße ich Wim«, sagte Bosman mit einem Lachen.

Die Bemerkung überraschte Maarten. »Ich heiße Maarten«, sagte er ohne weiteres Nachdenken. Er wandte sich ab, hockte sich wieder vor den Ofen, zündete ein Streichholz an, öffnete den Ölhahn und steckte das Streichholz in das dafür vorgesehene Loch. Nichts geschah. Das Streichholz brannte bis zu seinen Fingern ab, sodass er es ausmachen musste.

»Kann ich dir vielleicht helfen?«, fragte Bosman beflissen. Er war in der Tür stehen geblieben und stellte sein Täschchen an den Pfosten, bereit, ihm zu Hilfe zu eilen.

»Nein, aber wenn du vielleicht bei dir die Öfen anmachen könntest?«

Es schellte. Bosman drückte den Türöffner. Maarten zündete ein neues Streichholz an. »Tag, Bart«, hörte er Bosman sagen.

»Hey. Tag, Wim«, sagte Bart.

»Ich werde mal einen Gang durchs Gebäude machen«, sagte Bosman zu Maarten. Er nahm sein Täschchen und ging.

Maarten steckte das brennende Streichholz in das Loch. Es gab einen kleinen dumpfen Knall, doch der Ofen brannte. »Gut«, sagte er zufrieden und stand auf.

»Warum musst ausgerechnet du das machen?«, fragte Bart besorgt. Er war in der Tür stehen geblieben. Sein rundes Gesicht mit der dicken Brille war von der Kälte tief rosafarben angelaufen.

Maarten lachte. »Ehrlich gesagt ist das der einzige Ort in diesem

Büro, an dem ich mich zu Hause fühle.« Es klang falsch, eigentlich ärgerte er sich.

»Soll ich das nicht übernehmen?« Bart schenkte seiner Bemerkung keine Beachtung.

»Nein, wirklich nicht. Wenn du in deinem und meinem Zimmer schon mal die Öfen anmachen könntest?« Er setzte sich, um deutlich zu machen, dass es ihm ernst war, musste jedoch gleich wieder aufstehen, weil es schellte. Fräulein Bavelaar.

»Ist Wigbold denn schon wieder krank?«, fragte sie entrüstet. Mit einem Taschentuch wischte sie sich die Tränen, die ihr durch die Kälte in die Augen gestiegen waren, aus dem Gesicht. »Das ist jetzt schon das dritte Mal in diesem Monat.«

»Er hat Kopfschmerzen. Balk hat gefragt, ob Sie Hindriks anrufen können.«

»Gut, dass wir den wenigstens noch in der Hinterhand haben, nicht wahr?«

»Ja«, gab er zu. Es schellte. Er drückte den Türöffner. Der Postbote trat ein. »Die Post!«, rief er laut, während er auf sie zukam. Er händigte Maarten ein dickes Päckchen aus, drehte sich um und zog die Tür wieder hinter sich zu.

»Geben Sie nur her«, sagte Fräulein Bavelaar. Sie ging mit dem Päckchen unter dem Arm, ihr Täschchen am anderen Arm, auf den Flur.

Maarten setzte sich und sah auf seine Armbanduhr. Viertel vor neun. Er stand wieder auf, weil es erneut schellte, und blieb in der Tür stehen, während Frau Moederman langsam die Tür hinter sich schloss. »Tag, Herr Koning. Pfui, wie kalt es doch ist!«

»Ja, es ist kalt.« Es amüsierte ihn, dass sie seine Anwesenheit auf Wigbolds Platz ohne das geringste Zeichen von Verwunderung hinnahm.

»Und es ist erst November.« Sie wackelte leicht mit dem Kopf. »Da fragt man sich dann doch, was uns noch bevorsteht.«

»Sind Sie deshalb nicht mit dem Fahrrad gekommen?«

»Nein, mein Fahrrad ist kaputt. Ich habe einen Platten, und mein

Mann hatte gestern keine Zeit mehr, den Reifen zu flicken.« Sie ging weiter.

Von hinten aus dem Flur kam Slofstra auf ihn zu, den Wintermantel für Schaafsma über dem Arm. Er und Frau Moederman grüßten einander im Vorbeigehen. Maarten wartete auf ihn. »Fräulein Bavelaar sagt, dass ich Sie ablösen soll«, sagte Slofstra.

»Will Schaafsma ihn nicht?«

»Er ist ihm zu klein! Er geht ihm nur bis hier!« Er zeigte auf seinen Arm und lachte kurz.

»Obwohl Sie doch beide Friesen sind.«

»Das sagt gar nichts.«

»Und was machen Sie jetzt damit? Sie werfen ihn doch nicht weg?«

»Er geht an die Heilsarmee. Die finden schon einen Abnehmer.« Er nickte, in sich gekehrt, wie um noch einmal deutlich zu machen, dass er davon überzeugt war.

\*

»Sollen wir Frans besuchen?«, schlug er vor, als sie das Djokja verließen.

»Das wollte ich auch vorschlagen«, sagte sie.

Sie bogen im Dunkeln links ab, gleich darauf noch einmal links und gingen durch eine der hohen schmalen Straßen der Pijp. Es war still. Aus einem Café an der Ecke des Gerard Douplein drangen die Klänge einer Musikbox. Im Inneren befand sich nur ein einziger Mann, der vor einem Spielautomaten stand. Sie gingen am Sarphatipark vorbei, überquerten die Ceintuurbaan, spazierten unter den hohen Bäumen des Van der Helstplein dahin und bogen links in die Dujardinstraat ein.

Frans war zu Hause.

»Maarten und Nicolien«, rief Maarten ins Treppenhaus, als die Tür aufgesprungen war. Sie kraxelten die vier Treppen hoch. »Immá

schteigén, immá schteigén«, murmelte er, als er hinter ihr auf der vierten Treppe ankam, »un dann sachstu: Jetzt hört's auf.«

Frans kam aus dem Wohnzimmer, als sie seinen kleinen Flur betreten.

»Ha«, sagte er.

»Wir haben indonesisch gegessen, und da dachten wir, dass es vielleicht nett wäre, dir einen Besuch abzustatten«, sagte Nicolien.

»Ja«, sagte Frans.

Sein Zimmer lag, abgesehen von dem Lichtkegel unter der Lampe auf dem Schreibtisch und den Flammen hinter der runden Scheibe des Ölofens, im Dunkeln. Sie setzten sich. Auf einem Hocker neben dem Sessel von Frans lag ein Schachbrett mit einer unterbrochenen Partie.

»Dann habt ihr sicher schon Kaffee gehabt?«, fragte Frans.

»Ich würde gern noch eine Tasse trinken«, sagte Nicolien. »Und du?«

»Ich auch«, sagte Maarten.

»Dann werde ich ihn mal aufsetzen.« Er verließ das Zimmer. Sie hörten ihn in der Küche reden. Hinter den Vorhängen raschelte Papier. Maarten stand auf. Er zog den Vorhang etwas zur Seite und betrachtete das weiße Schrankpapier, mit dem Frans seine Fenster verblendet hatte. Aus den Bewegungen des Papiers schloss er, dass das kleine Fenster rechts oben offen stand. Die Geräusche von draußen drangen ins Zimmer. Nur hören, aber nicht sehen. Das gab ihm das Gefühl, eingeschlossen zu sein.

»Ich will ja nichts sagen«, sagte er, als Frans wieder den Raum betrat, und setzte sich wieder hin, »aber wenn du Gardinen nehmen würdest, könnte man dich nicht sehen, aber du selbst könntest etwas sehen.«

»Aber ich will auch nichts sehen.« Er stellte drei Untertassen hin.

»Merkwürdig. Und wenn man dann bedenkt, dass es auch noch Menschen gibt, die nichts sehen wollen, aber wohl gesehen werden möchten.«

»Das sind die Normalen. Bestimmt sind das fünfzig Prozent.«

»Fünfzig Prozent ist nicht normal.«

»Doch, in dem Fall schon, denn man hat Leute, die sehen und gesehen werden wollen, Leute, die sehen, aber nicht gesehen werden wollen, und Leute, die ... und so weiter, also vier Gruppen. Wenn also eine dieser Gruppen fünfzig Prozent ausmacht, dann ist das normal.« Er sah Nicolien an.

»Neunzig Prozent ist normal«, beharrte Maarten, »oder notfalls achtzig, aber nicht weniger.«

»Nein, da bin ich anderer Meinung.«

»Und wenn zwei der vier Gruppen aus nicht mehr als einem halben Prozent bestehen? Das scheint mir nicht einmal so unwahrscheinlich.«

»Gut, lass uns daraus keine große Sache machen.«

»Nein, weil du sie verlierst«, sagte Maarten zufrieden.

Frans ging in die Küche. Maarten betrachtete die Stellung der Figuren auf dem Schachbrett. »Wer von euch beiden gewinnt?«, fragte er, als Frans das Zimmer mit zwei Tassen betrat.

»Ich glaube Weiß.«

»Danke«, sagte Nicolien.

Frans verließ den Raum wieder und kam mit der dritten Tasse zurück. »Neulich hat Schwarz ein paarmal gewonnen, und das hat mich ziemlich beunruhigt. Das darf natürlich nicht sein.«

»Ich glaube, dass ich mich gerade mit Schwarz identifizieren würde«, überlegte Maarten. »Weiß ist mir zu rein.«

»Vielleicht ist das ja typisch für mich«, sagte Frans. »Ich möchte gerne rein sein.« Er sah rasch zu Nicolien hinüber.

»Aber du bist es nicht«, stellte Maarten fest.

Frans lachte. »Nein.«

Sie schwiegen und tranken ihren Kaffee.

»Der Kaffee ist lecker«, fand Nicolien.

»Ja, nicht wahr?«, sagte Frans. »Den habe ich bei Wijs geholt.« Sie schwiegen erneut.

»Beerta hat seinen Abschied genommen«, erzählte Maarten.  
»Oh«, sagte Frans. »Ja, das passiert natürlich auch.« Er machte nicht den Eindruck, als würde es ihn besonders interessieren. »Seit dem letzten Mal habe ich nichts mehr von ihm gehört.« Er sah Maarten an. »Das finde ich eigentlich nicht so nett.«  
»Nach dem letzten Mal hört man nie etwas.«  
Frans lächelte matt. »Ja, aber so meine ich es nicht.«  
Sie schwiegen. Frans stand auf. Er machte eine zweite und dritte Lampe an. Das Licht der drei Lampen schien so weit unten auf den Boden, dass sie mit ihren Köpfen im Halbdunkel saßen.  
»So ist es besser«, bemerkte Maarten.  
»Oh ja«, erinnerte sich Frans, »ich habe einen Hausgenossen, mit dem müsst ihr noch Bekanntschaft machen.« Er stand auf.  
»Über Beerta gesprochen«, sagte Maarten.  
Frans schmunzelte. »Ja, daran habe ich natürlich auch gedacht.« Er verließ das Zimmer und kam mit einem großen Marmeladenglas zurück, in dem sich ein paar Blätter befanden. »Sieh doch mal«, sagte er zu Nicolien.  
Nicolien hielt den Behälter gegen die Lampe. »Eine Schnecke«, sagte sie überrascht. Sie reichte Maarten das Glas. Zwischen den grünen Blättern saß eine braune Schnecke mit Schneckenhaus.  
»Woher hast du sie?«, fragte Maarten.  
»Aus den Waterleidingduinen.«  
»Aber ob ihr das gefällt?«, fragte Nicolien.  
»Glaubst du nicht?« Frans sah sie unsicher an.  
»In so einem kleinen Glas?«  
»Aber sie darf auch schon mal raus.«  
Sie sah ihn skeptisch an.  
»Nicolien mag Schnecken sehr«, sagte Maarten.  
»Nicht nur Schnecken!«, protestierte sie.  
»Alle Tiere«, verbesserte Maarten, »aber vor allem Schnecken. Wenn wir spazieren gehen oder Fahrrad fahren, holt sie immer alle Schnecken von der Straße.«

»Das machst du genauso.«  
»Ja, ich mache das auch«, sagte Frans.  
»Aber wenn es sehr viele sind, wird es mir manchmal zu viel«, sagte Maarten. »Neulich hatte es gerade geregnet, da saßen sie zu Hunderten auf der Straße, auch Schnecken ohne Häuser, von denen die Finger hinterher so kleben, dann denke ich an die Millionen, die überall auf den Straßen liegen, und an die, die hinter einem einfach wieder auf die Straße zurückkriechen, und dass wir noch fünfundzwanzig Kilometer vor uns haben, aber Nicolien denkt nicht so.«  
»Du auch nicht«, sagte sie entschieden.  
»Ich lasse es mir nicht anmerken, aber im Stillen denke ich: Rutscht mir doch den Buckel runter.«  
»Das wird wohl die Kultur sein«, meinte Frans.  
»Ach was. Das ist reiner Eigennutz. Das Aufsammeln von Schnecken ist Kultur.«  
»Ich dachte, dass das nun gerade ein primitiver Trieb und seine Beherrschung Kultur ist.« Er sah rasch zu Nicolien.  
»Aber du glaubst doch wohl nicht, dass es auch nur einen primitiven Blödmann gibt, der Schnecken aufsammelt? Primitiv ist es doch gerade, wenn man sie tottritt.«  
»Das denke ich eigentlich nicht«, sagte Frans vorsichtig. »Ich habe mal gehört, dass echte Primitive nicht mehr Tiere töten, als sie zum Leben brauchen.« Er sah erneut zu Nicolien hinüber.  
»Ja, weil ihre Religion es ihnen verbietet!«, sagte Maarten entschieden. »Aber wenn sie eine Schnecke sehen, treten sie sie tot, wenn sie nicht gerade was Besseres zu tun haben.«  
»Vielleicht ist die Trennung zwischen Natur und Kultur doch nicht so scharf«, sagte Frans versöhnlich.  
»Es ist anders«, sagte Maarten. »Bei Nicolien ist es der Widerstand gegen die Gesellschaft, die Autos und die Autofahrer. Nicolien identifiziert sich mit den Schnecken. Bei mir ist das weniger ausgeprägt.«  
»Jeder Trieb ist Natur«, sagte Frans, »und Kultur ist, wenn man damit aufhört, weil man sonst stirbt.«

»Dann haben Pflanzen und Tiere auch Kultur«, wandte Maarten ein.

»Ja, vielleicht ist das auch so. Warum nicht?«

»Geschwätz!«

Sie schwiegen, beide reichlich verstimmt. Frans sah musternd zu Nicolien hinüber, die einen Zigarillo rauchte und vor sich auf den Boden sah, eine Augenbraue etwas hochgezogen. In der Stille hörte man das Ticken der Pendeluhr, die Frans aus dem Hausrat seiner Großmutter erhalten hatte, als diese in ein Pflegeheim musste, ein langsames Ticken.

»Wie geht es deiner Großmutter jetzt?«, fragte Maarten.

»Ganz gut, aber sie erkennt nur noch meinen Vater und streitet immer, weil sie ihn verdächtigt, dass er mit den Pflegerinnen in die Kiste steigt.«

»Dafür wird sie dann wohl ihre Gründe haben.«

»Das denke ich auch immer. Selbst in den schlimmsten Phantasien muss doch ein Körnchen Wahrheit stecken.«

»Oder sie ist unmenschlich eifersüchtig«, überlegte Maarten. »Das kann natürlich sein. Sie kann auch deine Mutter nicht leiden.«

»Habe ich das erzählt?«, fragte Frans erstaunt.

»Vor einiger Zeit.« Er sah zu Nicolien. »Erinnerst du dich nicht daran?«

»Nein, daran erinnere ich mich nicht«, sagte sie.

»Ich glaube, dass ich mich an so etwas auch nicht erinnern würde«, sagte Frans.

»An die Beziehungen zwischen Menschen erinnere ich mich immer in allen Einzelheiten, mehr als an die Menschen selbst. Wie das kommt, weiß ich nicht.«

»Nein«, sagte Frans. »Ich erinnere mich gerade an die Leute selbst, ob sie breite Finger haben und wie sie ihren Fuß bewegen. Jemand auf der Arbeit beispielsweise, der bewegt seinen Fuß *so*, wenn er Schach spielt.« Er bewegte seinen Fuß unter dem Licht der Lampe auf und ab. Alle drei sahen sie zu. Er trug große, braune Clogs.

»Das mache ich auch«, sagte Maarten.

»Nein, du machst das anders«, sagte Nicolien.

»Schau!« Er bewegte seinen Fuß hin und her.

»Nein«, sagte Frans, »jetzt bewegst du deinen Fuß hin und her, ich meine *so!*« Er bewegte ihn auf und ab.

Maarten versuchte es ebenfalls, doch es gelang ihm nicht. »Ich kann es nicht«, stellte er fest, »oder fast nicht.«

Frans versuchte, seinen Fuß hin und her zu bewegen. »Und ich kann ihn nicht hin und her bewegen.«

»Komisch«, fand Maarten, »Hin und her ist kein Problem. Schau!« Er bewegte den Fuß schnell hin und her, so schnell, dass es fast ein Viertel-Fußkreis wurde.

Die beiden anderen beobachteten es aufmerksam. Sie lachten, als Maarten aufhörte.

»Die Frage ist natürlich, was das über unsere Charaktere aussagt«, sagte Maarten.

»Wollt ihr noch eine Tasse Kaffee?«, fragte Frans. Er stand auf und ging in die Küche.

Maarten legte seine Arme auf die Lehnen seines Sessels und sah sich im Halbdunkel des Zimmers um. An der Decke neben dem Sessel, in dem Nicolien saß, hing ein Lederriemen. An einer Leine, die quer durch den Raum gespannt war, baumelte ein großer Ball aus Silberpapier oder Glas. In der Küche hörte er Frans leise reden. Er lachte Nicolien an. »Ha.«

»Ha«, sagte sie.

Er drehte den Kopf zur Seite. Anstelle des Plastiksoldaten befanden sich auf dem Kaminsims nun vier Pferde und zwei Schafe sowie ein Häufchen Muscheln. Daneben stand ein Foto mit zwei kleinen Kindern am Strand. Der alte französische Bauer, den sie ihm aus Frankreich geschickt hatten, war verschwunden.

»Ich habe auch wieder Probleme auf der Arbeit«, sagte Frans, als er das Zimmer betrat.

»Nämlich?«, fragte Maarten.

»Mit einer Frau natürlich«, sagte Frans verlegen. »Wenn ich irgendwo arbeite, kriege ich immer Probleme mit Frauen. Das hatte ich in der Valeriusklinik und in Wolfheze auch. Wenn eine Frau in Weiß auftaucht, bin ich schon ganz begeistert.« Er verließ das Zimmer wieder und kam mit einer dritten Tasse zurück.

»Was ist das für eine Frau?«

»Sie arbeitet in der Verwaltung. Ada Koppejan. Sie hat schon zwei Kinder, aber sie ist nicht verheiratet.«

»Klein, schwarz?«

»Nein, eher blond.«

»Nicht besonders hübsch, ein bisschen schmutzlig, dick, fettiges Haar«, phantasierte Maarten weiter.

Frans lachte. »Ja, fettiges Haar hat sie schon. Ich bin jedenfalls immer wieder froh, wenn sie es gewaschen hat.«

»Und auch nicht hübsch«, beharrte Maarten.

»Nein, hübsch ist sie nicht. Und sie ist eigentlich auch nicht nett.«

»Gibt es denn keine anderen Frauen?«

»In der Bibliothek gibt es noch eine, aber die ist schon so alt.«

»Nein, das ist nichts«, gab Maarten zu.

Sie schwiegen und tranken ihren Kaffee.

»Es fing natürlich damit an, dass ich Phantasien über sie hatte«, erzählte Frans, »und das habe ich ihr auch gestanden. Das hätte ich natürlich nicht tun sollen, aber so bin ich nun einmal. Daraufhin sagte sie, dass sie das gerade von mir nicht erwartet hätte.«

»Du enttäuschst mich, Frans«, sagte Maarten mit ein wenig höherer Stimme.

Frans erschrak. Er sah Maarten argwöhnisch an. »Wie meinst du das?«

»Ich habe sie nur nachgemacht«, beruhigte ihn Maarten.

»Oh«, sagte Frans verblüfft.

»Und dann?«

»Dann habe ich natürlich Tage gebraucht, um darüber hinwegzukommen, und im Augenblick laufe ich wieder hinter ihr her, obwohl

ich weiß, dass das nicht gut ist, und ich kaufe kleine Geschenke, die sich dann in meiner Wohnung stapeln, weil ich mich gerade noch beherrschen kann.« Er lachte verlegen. »Ich habe für sie sogar einen Tag lang nicht geraucht, um ein Opfer zu bringen. Das hat sie natürlich nicht verstanden, denn sie raucht selbst auch.« Er lachte jetzt lauthals.

»Kurzum, sie ist dumm!«

»Ja. Ich habe einmal einen Streit mit ihr angefangen, und da ist sie sofort zu van Kruysbergen gelaufen, und der hat dann zu mir gesagt: ›Ich begreife nicht, was du in Frau Koppejan siehst, denn ich finde, dass sie so ein nacktes Gesicht hat.««

Sie lachten.

»Dieser van Kruysbergen scheint ein netter Mann zu sein«, sagte Maarten.

»Ja, das ist er auch.«

»Beerta könnte auch so reagieren.«

»Ja, vielleicht schon.«

Sie schwiegen.

»Ich habe einen netten Traum über Beerta gehabt«, erinnerte sich Maarten. »Er saß am Schreibtisch, und da kam de Gruiter herein, das ist der Nachfolger von Wiegel, den kennst du nicht. Als Beerta sich zu ihm umdrehte, hatte er ein Kondom auf der Nase, und das sollte de Gruiter mit seinem Mund herunterholen.« Er musste darüber lachen, erst ein bisschen, dann aber, als sie mitlachten, lauter.

»Ja, ein sehr hübscher Traum«, fand Frans, nachdem sie aufgehört hatten zu lachen. »Hast du ihn auch Beerta erzählt?«

»Nein, Beerta erzähle ich keine Träume.«

»Ich habe neulich auch einen schönen Traum gehabt«, erinnerte sich Frans seinerseits.

»Jetzt, wo wir doch schon dabei sind«, stellte Maarten fest.

»Ja, ich habe geträumt, dass ich mit meiner Mutter auf den Schultern in die Valeriusklinik kam.« Er lachte. »Meine Mutter musste zur Frauen- und ich zur Männerabteilung. Dort bot mir ein Mann einen Blattkaktus an.«



»Hast du ihm eine aufs Maul gegeben?«

»Nein, aber ich habe sehr empört reagiert. »Mit Homosexualität ist mir nicht gedient«, habe ich gesagt.« Er lachte erneut, etwas verlegen.

»Sehr gut«, fand Maarten. »Ein schöner Traum.«

»Ja, ich war damit zumindest sehr zufrieden«, sagte Frans.

\*

»Herr Koning!«, sagte Slofstra, als er das Zimmer betrat. »What about the birds?«

Maarten und Bart saßen am Mitteltisch und redeten miteinander.

»Oh ja«, sagte Maarten und sah auf, »die Vögel.«

»Vielleicht möchte Herr Asjes mitmachen, jetzt, wo Herr Ansing nicht mehr da ist«, schlug Slofstra vor.

»Wobei wollen Sie mich mitmachen lassen, Herr Slofstra?«, fragte Bart.

»Futter! Für die Vögel! Herr Koning, Herr Ansing und ich kümmern uns hier immer um die Vögel!«

»Herr Slofstra kauft Körner und Meisenknödel, und die bezahlen wir gemeinsam«, erklärte Maarten.

»Ich weiß nicht, ob mir das so recht ist«, sagte Bart zögernd.

»Bei dieser Kälte?«, fragte Slofstra erstaunt.

»Weil ich gelesen habe, dass wir das besser der Natur überlassen sollten.«

»Aber die Tiere haben Hunger! In der Natur finden sie jetzt nichts.«

»Das finde ich auch schrecklich, Herr Slofstra, aber wenn wir die Schwachen am Leben erhalten, geht das auf Kosten der Art.«

»Das ist ein knallharter Standpunkt«, fand Maarten. »Wenn man das bei den Menschen auch so sehen würde.«

»Mit den Menschen geht das nun mal nicht mehr.«

»Soll ich dann mal wieder was kaufen?«, fragte Slofstra Maarten.

»Wie viel brauchen Sie?«, fragte Maarten und zog sein Portemonnaie aus der Tasche.

»Fünf Gulden reichen.«

Maarten gab ihm einen Fünfguldenschein.

»Ich danke Ihnen«, sagte Slofstra förmlich und verließ den Raum.

»Es ist nicht so, dass ich kein Mitleid mit den Vögeln habe«, sagte Bart. »Ich finde es auch ganz schrecklich, wenn sie Hunger haben.«

»Ja, natürlich«, sagte Maarten. »Ich kenne den Standpunkt.«

»Aber wenn man die Schwachen auf diese Weise am Leben erhält, geht das letztendlich auf Kosten der Art. Wenn man der Natur ihren Lauf lässt, bleiben nur die Starken übrig.«

»Ja, das weiß ich.«

»Davor warnt auch der Vogelschutz immer.«

»Aber der Vogelschutz sagt auch, dass man in strengen Wintern zufüttern soll«, sagte Maarten ungeduldig.

»Damit bin ich dann doch nicht einverstanden«, sagte Bart. »Es geht ums Prinzip! Ich finde, dass man darin prinzipiell sein muss!« Er sprach das Wort »prinzipiell« sehr präzise aus, dabei jede Silbe betonend.

\*

»Du warst gestern Nachmittag nicht da!«, sagte Balk, als er den Raum betrat.

»Nein, ich war in der Bibliothek«, entschuldigte sich Maarten. Sofort ärgerte er sich darüber, doch es war schon heraus, bevor er darüber nachgedacht hatte.

»Unter den Bewerbern war ein Mann, der sehr geeignet für dich ist«, er schenkte Maartens Worten keinerlei Beachtung, »ein tüchtiger Kerl! Ich wollte ihn zu dir schicken, aber dann habe ich gesagt, dass er morgen wiederkommen soll. Bist du morgen da?«

»Ja, aber ich habe keine Stelle frei.«